



# Unterhaltungsblatt

## Illustriertes

Wöchentliche Beilage zur  
**Chorner Ostdeutschen Zeitung.**  
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1900. \* № 24.

### Die Kunstreiterin.

Kriminalroman von A. Oskar Klaußmann.  
 (Fortsetzung.)

13. (Nachdruck verboten.)

„Nun, was giebt's Neues?“ empfing der Polizeirat den Kommissar Werner. „Hat der Zufall, der uns die Photographie des Beyer aufreiben ließ, unsere Sache schon um einen weiteren Schritt gefördert?“

„Bis jetzt leider nicht, Herr Rat. Das Ergebnis meiner bisherigen Nachforschungen war vielmehr recht dürftig. Zunächst war ich bei dem Steuerheber, dessen Frau die bewußte Quittung in Abwesenheit ihres Mannes einem Unbekannten ausgehändigt hatte. Sie kann sich auf das Aussehen dieses Menschen durchaus nicht mehr besinnen, und das ist begreiflich, da dort beinahe täglich Leute erscheinen, um ihre Steuern zu entrichten. Den Mann, den das Bild darstellt, glaubt sie aber nie in ihrem Leben gesehen zu haben. Der Steuerheber selbst erkannte die Ähnlichkeit der Photographie mit dem verstorbenen Beyer sofort. Er hat mit diesem öfter zu thun gehabt, weil er in schlechten Verhältnissen lebte und immer mehrfach gemahnt werden mußte, bevor er zahlte. Auch die Quittung für das betreffende Quartal hat der Beamte laut Ausweis seines Tagesjournals dem Beyer zweimal vergeblich zur Einlösung vorgelegt; bei dem zweiten Besuche übergab er ihm dann den üblichen Mahnzettel, denselben, den der Unbekannte später vorwies, als er bei der Frau erschien, um die rückständige Zahlung zu leisten — genau zwölf Tage, nachdem Beyer laut Totenschein gestorben war. In dem Journal des Steuerhebers fanden sich in Bezug auf diese Sache dann noch folgende Notizen: „Beyer verzogen, unbekannt wohin.“ Einige Tage später: „Wiedergemeldet Matthiasstraße 17“ und abermals eine Woche später: „Erkrankt — befindet sich im Hospital der Barmherzigen Brüder.“ Das ist alles.“

„Die Geschichte ist also noch genau so dunkel wie zuvor. — Und der Trödler aus der Radegasse? Sie haben ihm das Bild doch vorgelegt?“

„Jawohl. Er wiederholte, daß er den Verkäufer der Uhr wegen der schlechten Beleuchtung nur undeutlich gesehen habe, aber er meinte trotzdem mit ziemlicher Bestimmtheit versichern zu können, daß er dem Manne auf der Photographie nicht im mindesten ähnlich gewesen sei.“

„Das will ich wohl glauben, denn dieser Mann lag ja längst im Grabe. Das Bild wird uns vermutlich sehr wenig nützen, aber wir wollen es trotzdem ein Duzend Mal kopieren lassen. — Neues von der Deloria?“

„Ja. Eine Nachricht von Rupp, dem in

führte er eine Reisetasche mit sich, und Rupp hielt sich für verpflichtet, ihm beim Verlassen des Hauses unauffällig zu folgen.“

„Und weiter?“

„Nach der kurzen Notiz, die er hierher gelangen ließ, hat Rupp beobachtet, wie sich der Unbekannte auf dem Oberschlesischen Bahnhof ein Billet nach Posen löste. Er hat dann ein Gleiches gethan und ist mit jenem zusammen abgereist. Weitere Nachrichten von ihm liegen bis zur Stunde nicht vor.“

„Nun, wir wollen wünschen, daß er sich nicht umsonst auf die Spur gesetzt hat. Er ist ein tüchtiger Mensch, und wenn sich da etwas herausbringen läßt, wird es ihm kaum entgehen. — Haben Sie sonst noch etwas für mich?“

„Nein, Herr Rat.“

Mit einer freundlich verabschiedenden Handbewegung wurde der Kommissar entlassen. Der Polizeirat aber nahm mit einem kleinen Seufzer noch einmal den Zeitungsartikel zur Hand, in dem der Ungeduld und dem Unwillen des Publikums über die bisherige Erfolglosigkeit der polizeilichen Recherchen in der Abtschen Mordsache mit ziemlich scharfen Worten Ausdruck gegeben wurde.

„Wenn es doch nur einer von diesen Herren zeigen wollte, wie es besser zu machen wäre! Nun, wir müssen uns eben mit dem Bewußtsein trösten, alles gethan zu haben, was wir konnten.“

Früh am nächsten Morgen trat Werner mit einem Briefe in der Hand bei dem Polizeirat ein. Er war an den „Chef der Kriminalabteilung“ gerichtet und durch Eilboten bestellt worden. Lindequist riß den Umschlag herab und sah nach der Unterschrift.

„Von Rupp,“ sagte er. „Da bin ich doch neugierig.“

Aber als er mit der Lektüre zu Ende gekommen war, schüttelte er unbefriedigt den Kopf.

„Leider nichts Besonderes,“ wandte er sich an den mit Spannung wartenden Beamten. „Hören Sie, was Rupp aus Insterburg meldet: „Der Mann, den ich beobachtet habe, ist, wie ich gleich vorweg nehmen will, ein gewisser



Anna Flunger,

die Maria des diesjährigen Oberammergauer Passionsspiels. (S. 190)

Gemeinschaft mit Henckel die Beobachtung übertragen wurde. Sie empfing im Laufe des gestrigen Nachmittags zweimal den Besuch eines Mannes, der jedesmal etwa eine Stunde bei ihr verweilte. Bei seinem zweiten Erscheinen

Hübner. Nachdem wir von Breslau aus die ganze Nacht hindurchgefahren waren, verließ er in Insterburg den Zug und begab sich nach dem Hotel „Königlicher Hof“, um dort ein Zimmer zu nehmen. Dabei teilte er dem Oberkellner mit, daß er sich mehrere Tage hier aufzuhalten gedenke. Nach dem Frühstück ging er aus, und ich bemerkte, daß er seinen Weg direkt nach der hiesigen Strafanstalt nahm, wo er Einlaß fand und etwa eine halbe Stunde verweilte. Nach der Rückkehr in das Hotel ließ er sich Briefpapier geben und begann zu schreiben. Da er mir ziemlich sicher war, begab ich mich nunmehr in das Bureau der Strafanstalt, legitimierte mich dort und bat um Auskunft über den von mir Beobachteten. Alles, was ich erfahren konnte, war, daß er Hübner heiße und sich als Verwandter eines gewissen Malinowski bezeichnet habe, der in der Anstalt eine zweijährige Zuchthausstrafe wegen schwerer Urkundenfälschung zu verbüßen hat. Einen Auszug aus den Strafakten dieses Malinowski, so weit sie hier vorlagen, füge ich bei. — Hübner bat um eine Unterredung mit dem Gefangenen, die denn auch im Beisein eines Wärters stattgefunden und höchstens zehn Minuten gewährt hat. Nach der Erklärung des Aufsehers beschränkte sie sich im wesentlichen darauf, daß der Besucher dem Sträfling Grüße von verschiedenen Personen überbrachte und ihm Auskunft über das Befinden derselben gab. Die Namen jener Personen hat sich der Wärter leider nicht gemerkt. — Bei meiner Rückkehr in den Gasthof fand ich Hübner an der gemeinschaftlichen Wirtstafel, wo er viel Wein trank, sich sehr gesprächig zeigte und die übrigen Gäste mit allerlei Schnurren unterhielt. Nach seinen Erzählungen muß er große Reisen gemacht und sich namentlich lange in Argentinien aufgehalten haben. — Wenn nicht Gegenbefehl eintrifft, bleibe ich vorläufig auf seiner Spur.“

„Dann kommt hier der Auszug aus den Akten des Sträflings Malinowski,“ fuhr der Polizeirat fort. „Er ist in dem ostpreussischen Orte Ragnit geboren, hatte früher eine Bernsteinfischerei und hat dann in Memel, wo er angeblich als Privatier lebte, allerlei ziemlich dunkle Spekulationsgeschäfte betrieben. Er war verheiratet und hatte zwei Kinder, die indessen ebenso wie seine Frau schon vor mehreren Jahren verstorben sind. Im vorigen Jahre wurde er wegen Wuchers und schwerer Urkundenfälschung zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. Er legte Revision ein und fand dann Gelegenheit, aus dem Untersuchungsgefängnis zu entfliehen, ohne daß seine Wiederergreifung gelungen wäre. Sein Vermögen, das sehr beträchtlich ist, wurde infolgedessen mit Beschlagnahme belegt, und ein Steckbrief hinter ihm erlassen. Vor einigen Monaten meldete er sich plötzlich in Insterburg freiwillig zum Antritt seiner Strafe, um wieder in den Besitz seines Vermögens zu kommen. Er hat sich bis jetzt tadellos geführt.“

„Das ist allerdings recht wenig,“ bemerkte der Kommissar. „Aber vielleicht kommt Rupp doch noch auf weitere Spuren. Und jedenfalls ist die Frau Deloria, die so bedenkliche Beziehungen unterhält, keine ganz harmlose und unverdächtige Person.“

„So scheint es auch mir, und wir werden gut thun, sie nicht mehr aus den Augen zu lassen. Ist etwas Neues über sie berichtet worden?“

„Nein. Sie hat seit der Abreise jenes Hübner keinen weiteren Besuch empfangen und unterhält, soweit es sich bis jetzt ermitteln ließ, hier in Breslau auch mit niemand näheren Verkehr. Seit kurzem hat sie ein junges Mädchen zu sich genommen, eine Person, auf die sie durch den Zeitungsbericht über einen miß-

glückten Selbstmordversuch aufmerksam gemacht worden ist. Das Mädchen ist aus guter Familie und erscheint ganz unverdächtig. — Aber da ist ja Rupp in eigener Person.“

In der That hatte der Genannte zur großen Ueberraschung der beiden Herren das Zimmer betreten. Er sah sehr abgesspannt aus, wie jemand, der seit geraumer Zeit wenig oder gar nicht geschlafen hat.

„Ja, da bin ich, Herr Rat — schneller, als ich's selbst erwartet hatte. Mein Brief ist doch schon eingetroffen?“

„Zawohl. Haben Sie noch etwas Weiteres ermittelte?“

„Nicht eben viel. Ich hatte meinen Bericht eben geschlossen, als ich wahrnahm, daß Hübner sich anstaltete, mit seiner Reisetasche den Gasthof zu verlassen. Natürlich war ich gleich hinter ihm her, und wir führen wieder nach Breslau zurück. Vom Bahnhofe aus ging er zunächst in ein Hotel garni in der Altbückerstraße, hielt sich dort aber nur wenige Minuten auf, um sein Gepäck abzulegen, und setzte dann



Die Witwe des Generals Joubert. (S. 190)

seinen Weg fort, dessen Ziel wieder die Wohnung der Frau Deloria war. Ich konnte ihn da zur weiteren Beobachtung dem Kollegen Henckel überlassen und mich in das erwähnte Hotel garni zurückbegeben, um vorsichtig einige Erkundigungen einzuziehen. Er ist daselbst vor vier Tagen abgestiegen und hat sich als Geschäftsreisender Hübner aus Berlin in das Fremdenbuch eingetragen. — Damit ist mein Bericht zu Ende, und ich bitte um einen Urlaub von vierundzwanzig Stunden, da ich mich sehr erschöpft fühle. Auch Henckel läßt den Herrn Rat gehorsamst um Unterstützung durch einen Kollegen ersuchen.“

„Beides ist selbstverständlich bewilligt. Sie haben sich den Ruhetag rechtchaffen verdient, und es sollte mir auch um Ihre Willen lieb sein, wenn Ihre Spur uns zu irgend einem greifbaren Ziele führte.“

Als Rupp sich nach einem kurzen Dankeswort mit militärischem Gruße entfernt hatte, wandte der Rat sich mit fragender Miene an den Kommissar. „Nun, Werner? Was sagen Sie dazu? Wir werden uns diesen Herrn Hübner doch wohl etwas näher ansehen müssen.“

„Ohne Zweifel, und ich werde mich sogleich zu diesem Zweck aufmachen. Die Beziehungen zwischen der Deloria und dem Malinowski interessieren mich sehr lebhaft. Ob da aber irgend

ein Zusammenhang mit der Altschen Mordfache besteht, scheint mir nach den bisherigen Feststellungen noch recht zweifelhaft.“

„Zu erkennen vermag ich ihn allerdings auch nicht. Aber wir dürfen keinen, auch den scheinbar geringfügigsten Umstand unberücksichtigt lassen. Nun, Ihnen brauche ich das ja nicht erst zu sagen, bei Ihnen liegt die Sache in guten Händen. — Mit dem Getreidehändler Krause halten Sie sich doch in steter Verbindung?“

„Gewiß, Herr Rat. Der Mann ist ja der einzige, bei dem man sich zuverlässige Auskünfte über die Ermordete holen kann. Und er legt außerdem einen für uns höchst schätzbaren Eifer an den Tag. Wir können in jeder Hinsicht auf ihn rechnen, und ich halte es nicht für unmöglich, daß er uns noch sehr wichtige Dienste leistet, um so mehr, als er über einen nicht gewöhnlichen Scharfsinn zu verfügen scheint.“

„Diesen Eindruck habe ich aus meinen bisherigen Unterredungen mit ihm ebenfalls gewonnen. Sagen Sie ihm, daß es mir lieb wäre, wenn er gelegentlich einmal wieder bei mir vorsprechen wollte.“

14.

Seit der Stunde, da der unheimliche Fremde mit den dreisten Augen und den großen weißen Raubtierzähnen zum erstenmal die Wohnung ihrer Gönnerin betreten hatte, war das wohlthuende Gefühl der Sicherheit, das der Frieden des neuen Heims ihr in den ersten Tagen eingefloßt, wieder von Elsbeth gemichen. Sie lebte in beständiger Angst vor dem Erscheinen dieses Menschen, und da sie aus Zartgefühl beständig darauf bedacht war, diese Angst zu verbergen, so gab dies auch ihrem Benehmen gegen Frau Deloria etwas Gezwungenes und Zurückhaltendes, das dem Behagen ihres Zusammenlebens notwendig Eintrag thun mußte.

Und dann war es ja auch gewiß verzeihlich, wenn ihr sehndendes Gedenken jetzt unablässig bei dem war, dem doch nun einmal jeder Schlag ihres jungen Herzens gehörte. Hundertmal an jedem Tage rief sie sich die Worte, die er bei ihrer letzten Begegnung gesprochen, ins Gedächtnis zurück. Ihre Seele erzitterte bei dem monnigen Erinnern an die warmen, zärtlichen Beteuerungen seiner Liebe, aber grau und düster erhob sich hinter diesen beseligenden Vorstellungen jedesmal zugleich das Gespenst banger Sorge, wenn sie seiner rätselhaften Andeutungen über ein Verhängnis gedachte, das ihn bedrohe.

Sie zermarterte ihr Gehirn, um die Natur jener unbekanntes Gefahr zu erraten, und je fruchtloser ihr Grübeln bleiben mußte, desto mehr vergrößerten sich natürlich in ihrer Einbildung die Schrecknisse, die über den Geliebten hereinbrechen konnten. Wie glücklich wäre sie gewesen, wenn sie irgend ein Lebenszeichen von ihm erhalten hätte, wenn sie ihn nur ein einziges Mal hätte sehen dürfen, selbst wenn es ihr nicht vergönnt gewesen wäre, mit ihm zu sprechen! Aber die nächsten Tage vergingen, ohne ihr eine Kunde von ihm zu bringen, und sie hatte bei ihrem beständigen Zusammensein mit Frau Deloria, das ihr jetzt zum erstenmal wie eine drückende Gefangenschaft vorkam, keine Möglichkeit, irgend einen Schritt zur Befriedigung ihrer heißen Sehnsucht zu unternehmen.

Eine kurze Zeit hatte es den Anschein gehabt, als ob auch in den Empfindungen ihrer Gönnerin für sie eine gewisse Erhaltung eingetreten sei. Frau Deloria zeigte sich verstimmt, launenhaft und wortfarg, wenn sich auch die Veränderung in ihrem Benehmen niemals bis zu wirklicher Unfreundlichkeit gegen Elsbeth steigerte. Dann aber erfolgte wieder mit jener Plötzlichkeit des Stimmungswechsels,

die nun einmal ihrer lebhaften, impulsiven Natur eigentümlich schien, eine völlige Wandlung ihres Verhaltens. Und das Uebermaß ihrer anscheinend ohne jeden äußeren Anlaß hervorbrechenden Zärtlichkeit war für Elisabeth fast noch unbehaglicher, als jene ebensowenig begründete Kälte.

In der Dämmerstunde, die Frau Deloria für gefühlvolle Herzensergießungen besonders liebte, saßen sie im Wohnzimmer beisammen, und nachdem die ehemalige Kunstreiterin Elisabeth wiederholt versichert hatte, wie innig sie ihr trotz der Kürze ihrer Bekanntschaft bereits zugethan sei, und wie fest sie sich vorgenommen habe, ihr Glück zu begründen, sagte sie mit einem tiefen, schmerzlichen Seufzer: „Gott allein weiß freilich, ob ich dazu im Stande sein werde. Ich fürchte, diese ewigen Sorgen und Vergernisse müssen meine Gesundheit vorzeitig untergraben, und ich habe auf der ganzen Welt leider keinen Menschen, dem ich mich anvertrauen — keinen, den ich auch nur um den allerkleinsten uneigennütigen Freundschafsdienst bitten dürfte.“

So aufrichtig traurig klangen diese Worte, daß Elisabeth sich davon ergriffen fühlte und sich zum erstenmal ohne ein gewisses inneres Widerstreben der vertraulichen Anrede bediente, die ihr von ihrer Wohltäterin zur Pflicht gemacht worden war.

„Keinen, liebe Tante?“ fragte sie mit sanftem Vorwurf.

„Hast du nicht mich? Freilich — wie sollte ich im Stande sein, dir einen Dienst zu erweisen!“

Frau Deloria schien ein wenig nachzudenken. „O, du könntest es sehr wohl,“ sagte sie dann. „Aber es geht nicht; ich darf es dir nicht zumuten. Denn es würde sich dabei um eine kleine Notlüge handeln, um eine sehr harmlose allerdings und zu niemandes Schaden. Aber ich will nicht, daß du meinetwegen in einen Zwiespalt gerätst mit deinem Gewissen.“

„Wenn du der Meinung bist, daß nichts Schlechtes dabei ist.“

„Aber Kind! Hältst du mich denn für fähig, etwas Schlechtes von dir zu verlangen? Nein, einzig die Schlechtigkeit an der er ist es, die mich nötigt, meine Zuflucht zu einer Unwahrheit zu nehmen. Ich bin ein beklagenswertes Opfer allzugroßer Vertrauensseligkeit. — Laß dir's erzählen!“

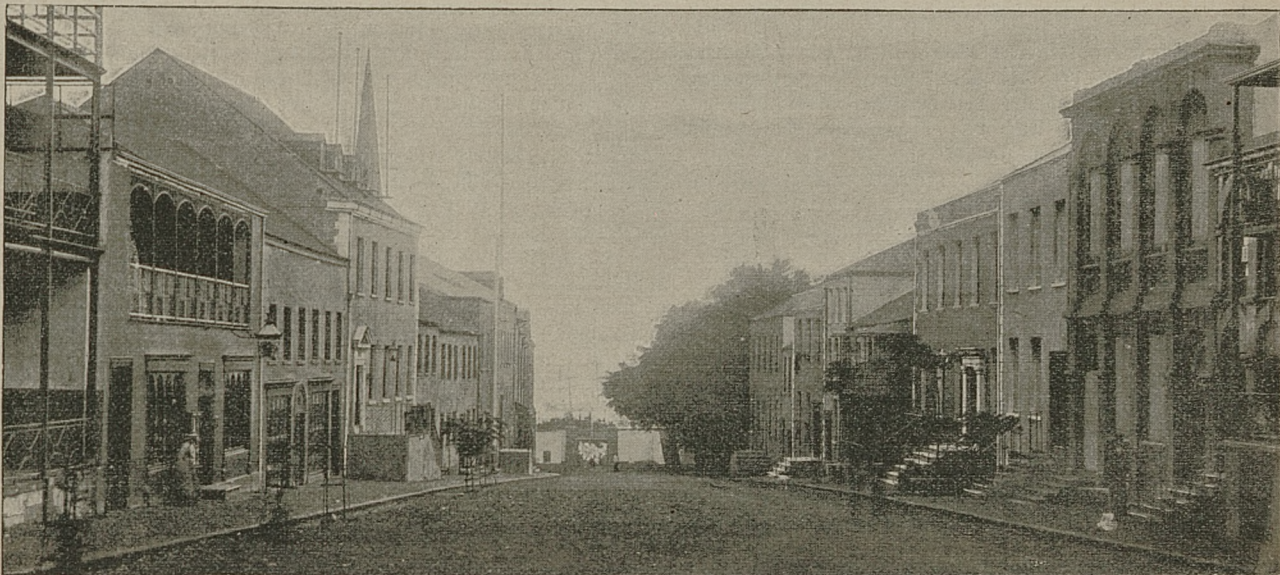
Sie schwieg eine Weile, wie um die Spannung des jungen Mädchens noch mehr zu steigern. Dann begann sie: „Meine Eltern lebten hier in der Provinz Schlesien, und mein Vater hatte ein altes, angesehenes Handelsgeschäft. Aber unglückliche Verhältnisse und der Bankrott eines Bankhauses, bei dem er große Summen deponiert hatte, zwangen ihn eines Tages, seine Zahlungen einzustellen. Obwohl niemand einen Vorwurf gegen seine Rechtchaffenheit erheben konnte, nahm er sich das Mißgeschick doch so sehr zu Herzen, daß er krank wurde und bald nachher starb. Mich führten die Verhältnisse gerade um jene Zeit ins Ausland, weit über den Ozean hinweg, und als ich dort durch meine Verheiratung

mit einem reichen Manne ganz unerwartet in sehr günstige Vermögensumstände kam, erachtete ich es für meine erste und heiligste Pflicht, die Schulden meines armen Vaters zu tilgen. Ich bezahlte alles bis auf den letzten Heller, aber ich war eben nur eine unerfahrene Frau und ging nicht allen Gläubigern des Verstorbenen gegenüber mit der nötigen Vorsicht zu Werke. So konnte es geschehen, daß ich mir in einem Falle keine ordnungsmäßige Quittung ausstellen ließ, obwohl es sich um eine sehr große Summe handelte, und die Folge davon ist, daß die Erben dieses inzwischen verstorbenen Gläubigers jetzt, nach meiner Rückkehr, nochmalige Zahlung von mir verlangen. Ich habe mich natürlich auf das entschiedenste geweigert, und es ist darüber zu einem Prozeß gekommen, den ich zwar unter allen Umständen gewinnen werde, der mir aber bis zu seiner endgültigen Entscheidung fortwährend die größten Verger-

meine Prozeßgegner davon Kenntnis erhalten, und ich muß darauf gefaßt sein, daß sie mit Hilfe einer leicht zu erwirkenden richterlichen Verfügung dieses Geld vorläufig in Beschlag nehmen lassen. Sie würden davon zwar nicht den geringsten Vorteil haben, aber sie würden mich doch für den Augenblick in große Verlegenheit bringen, und einzig darum ist es ihnen zu thun.“

„Was für abscheuliche Menschen müssen das sein! Und es giebt kein Mittel, sie an der Ausführung eines solchen Vorhabens zu hindern?“

„Nur ein einziges: das Geld müßte eben nicht auf meinen, sondern auf einen anderen Namen angewiesen werden, auf den Namen einer Person, die ehrlich und zuverlässig genug ist, um mein volles Vertrauen zu verdienen. Dann würde es für meine Gegner unerreichbar sein.“



Straße in Jamestown auf St. Helena. (S. 190)

nisse und Unannehmlichkeiten bereitet. Meine Gegner sind gewissenlose Wucherer der schlimmsten Art, die mich auf alle erdenkliche Weise bedrängen, weil sie dadurch meinen Widerstand zu brechen hoffen, und sie haben dabei um so leichteres Spiel, weil mich die Gerichte infolge meiner Heirat mit einem Italiener als Ausländerin behandeln. — Ich weiß nicht, mein Kind, ob du bei deiner Unerfahrenheit in solchen Dingen alles vollkommen begreifst.“

Sie mußte sehr stark mit dieser Unerfahrenheit gerechnet haben, da sie es sonst wohl kaum gewagt haben würde, eine so abenteuerliche, in jedem einzelnen Punkte höchst unwahrscheinliche, ja unmögliche Geschichte zu erzählen. In der That war Elisabeth von ihrem überzärtlichen Vater in fast völliger Unkenntnis des praktischen Lebens erhalten worden; aber ihr scharfer natürlicher Verstand hätte sicherlich trotzdem gewisse Bedenken an der Wahrheit des eben Gehörten in ihr aufsteigen lassen, wenn sie es nicht gerade aus dem Munde derjenigen vernommen hätte, die sie noch immer als das edelste und hochsinnigste Wesen verehrte. Den Worten dieser Frau gegenüber gab es für sie keinen Zweifel, und durch ein Kopfnicken gab sie zu erkennen, daß sie alles verstanden habe.

Liebvoll ihre Hand erfassend, fuhr dann die Deloria fort: „Nun wohl, so muß dir auch das weitere einleuchten, mein Liebling! — Ein Schuldner meines verewigten Vaters läßt mir in gewissen Zwischenräumen größere Summen anweisen, deren ich bis zur Regelung des Gesamtnachlasses dringend für meinen Lebensunterhalt bedarf. Unglücklicherweise haben

„Und du glaubst, liebe Tante, daß ich —“  
„Daß du mir diesen Dienst leisten könntest, gewiß! Du hättest dabei kaum etwas anderes zu thun, als in meiner Begleitung auf die Bank zu gehen, über den Empfang der Summe zu quittieren und sie mir alsdann auszuhändigen.“

„Nichts weiter als das? Und du konntest daran zweifeln, daß ich es mit tausend Freuden thun würde? Ist es nach allem, was ich dir bereits verdanke, denn nicht einfach meine Pflicht?“

„Nun, es könnte sich doch ereignen, daß irgend jemand dich über die Herkunft des Geldes befragt, und dann würdest du in meinem Interesse ein wenig von der Wahrheit abweichen müssen. Könntest du aus Liebe zu mir auch das über dich gewinnen?“

Elisabeth zauderte wohl ein wenig, aber gleich nachher schämte sie sich dieses undankbaren Zauderns. „Ja. Aber ich weiß freilich nicht, was ich in einem solchen Fall sagen sollte.“

„Darüber werde ich dich schon zur gegebenen Zeit unterrichten. Und es ist nicht einmal wahrscheinlich, daß du zu dieser kleinen Lüge gezwungen sein wirst. Aber ich danke dir jedenfalls herzlich für dein Versprechen und werde dir das Opfer, zu dem du dich bereit erklärt hast, sicherlich nie vergessen.“

Sie lenkte das Gespräch rasch auf andere Dinge, und während des ganzen nächsten Tages war von der Geldangelegenheit nicht mehr die Rede. Dann aber, am Morgen des zweiten Tages, kam mit der Post ein an Fräulein



Der Brand in Wildeshausen. (S. 190)  
Nach einer Photographie von G. Siehl in Wilhelmshaven.

Elsbeth Löbener adressierter Brief, in welchem ihr die Direktion der Reichsbankhauptstelle zu Breslau mitteilte, es sei bei der Kasse der Bank für sie ein Betrag von dreißigtausend Mark angewiesen, den sie jederzeit während der üblichen Geschäftsstunden erheben könne, sofern sie sich zu diesem Zweck persönlich einfinde und durch eine andere, hinlänglich bekannte Person legitimiert werde.

„Du siehst, mein Kind, daß ich von deinem liebevollen Anerbieten Gebrauch gemacht habe,“ sagte Frau Deloria freundlich. „Reide dich nur gleich an, um mit mir zur Bank zu fahren. Ich werde die Unruhe, die mich seit mehreren Tagen peinigt, nicht los werden, bis sich das Geld in meinen Händen befindet.“

Erst als sie im Wagen saßen, unterwies sie Elsbeth über das, was sie zu thun und zu sagen habe.

„Wenn man dich danach fragen sollte, wirst du erwidern, die Anweisung komme von einem Herrn Malinowski — hier, ich habe dir den Namen aufgeschrieben, damit du ihn nicht vergessen kannst — und es handle sich dabei um die ratenweise Rückzahlung eines Kapitals, das dieser Malinowski deinem verstorbenen Vater

Aber ich fürchte, man wird mir nicht Glauben schenken. Mein Vater war ein armer Mann. Wie hätte er im Stande sein sollen, jemand eine so große Summe zu leihen.“

„O du Narrchen! Kann dieser Malinowski zu seiner Verpflichtung denn nicht auch auf andere Art als durch ein Darlehen gekommen sein? Dein Vater war ein Erfinder — nicht wahr? Muß es nicht ganz einleuchtend erscheinen, wenn du andeutest, daß es sich deiner Vermutung nach um den rückständigen Kaufpreis für eine veräußerte Erfindung handle? Von den Einzelheiten brauchst du ja nichts zu wissen. Niemand hat ein Recht, das von dir zu verlangen. Es ist genug, wenn du ganz im allgemeinen auf deine leidlich glaubhafte Erklärung vorbereitet bist.“

Die Art, wie ihre Wohltäterin die Angelegenheit heute behandelte, war gar nicht nach Elsbeths Sinn. Als sie vor dem Gebäude der Reichsbank den Wagen verließen, lag ihr das Herz recht schwer in der Brust, und sie wünschte sehnlich, daß die peinlichen Augenblicke schon vorüber wären, die ihr da drinnen bevorstanden.

Zu ihrer Erleichterung führte Frau Deloria dem Bankbeamten gegenüber, vor den man die

schulde. Wirst du das behalten?“

Elsbeth war bei dem Gedanken, daß sie sogar den Namen ihres geliebten Vaters zu einer Lüge mißbrauchen sollte, bis in die Stirn hinauf errötet, aber sie kämpfte ihre Bedenken nieder und sagte nur: „Ich werde thun, was du für recht hältst, Tante Stella.“

Damen gewiesen hatte, ausschließlich das Wort, indem sie mit großer Zungenfertigkeit erklärte, daß sie mitgekommen sei, um Fräulein Löbener zu rekonoszieren, und indem sie dabei zugleich eine Menge von Papieren auspackte, die sie zu ihrer eigenen Legitimation eingesteckt hatte.

Der Beamte aber unterzog diese Papiere nicht einmal einer Prüfung, sondern wies ihre Entgegennahme mit einem bedauernden Kopfschütteln zurück. „Es thut mir leid, gnädige Frau, doch nach den Bestimmungen, an die wir bei der Auszahlung größerer Summen streng gebunden sind, muß die Legitimation des Empfängers entweder durch eine amtliche Person oder doch durch jemand erfolgen, der uns bekannt ist. Es wird der jungen Dame gewiß nicht schwer fallen, der einen oder der anderen dieser Vorschriften nachzukommen.“

Frau Deloria war augenscheinlich sehr unangenehm enttäuscht und gab ihrer Enttäuschung über ein so kleinliches Verfahren in den lebhaftesten Worten Ausdruck. Aber ihre energischen Proteste blieben der höflichen Entschiedenheit des Bankbeamten gegenüber ohne jede Wirkung, und als sie dann auf ihr Verlangen in das Kabinett des Direktors geführt wurde, erzielte sie mit all ihrer Beredsamkeit auch dort keinen besseren Erfolg.

Dunkelrot vor Aufregung schickte sie sich eben an, mit Elsbeth, die an ihrer Seite vor Angst beinahe verging, die Räume der Bank wieder zu verlassen, als ihr Blick zufällig auf einen Mann fiel, der vor einem der Kassenschalter stand und dessen schmales, gelbliches Gesicht mit der auffallend dünnen Nase und den blutlosen, eingeknickten Lippen sie mit Sicherheit wiederzuerkennen glaubte.

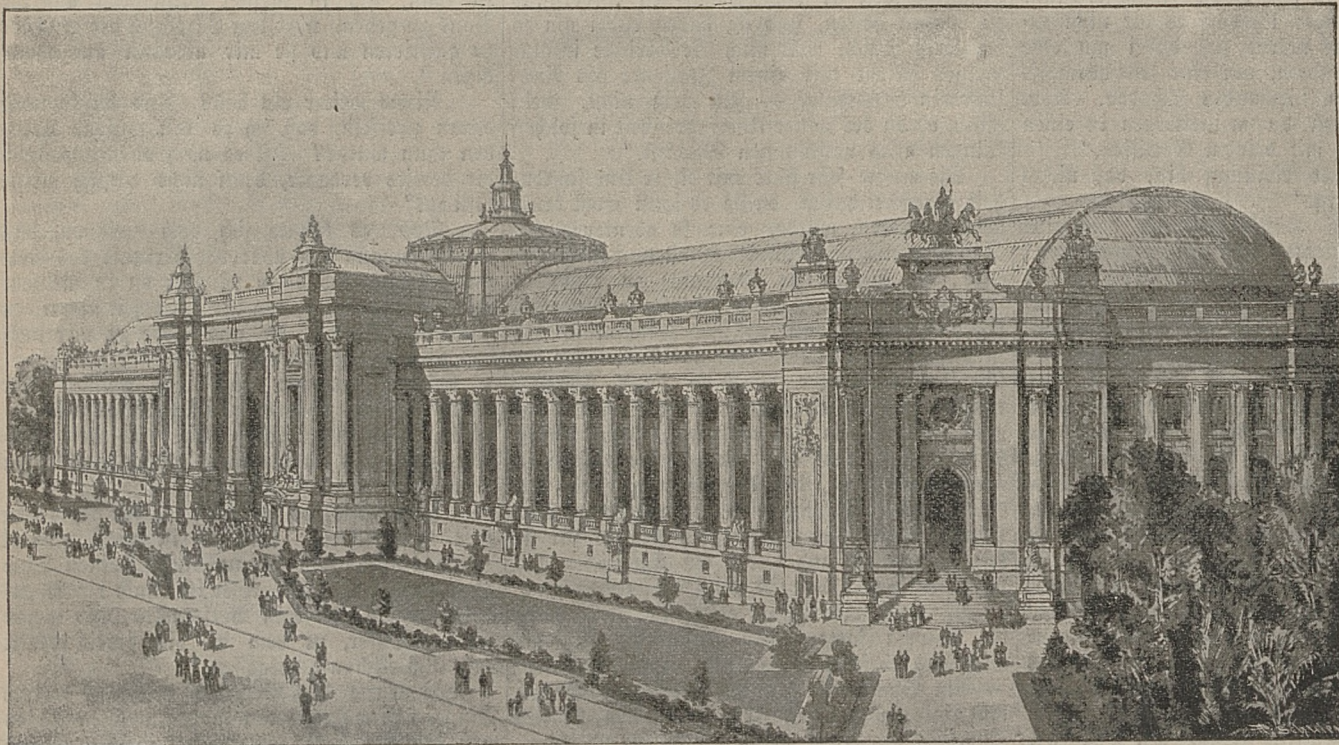


Generalinspektordirektor  
Hermann Levi †. (S. 190)  
Nach einer Photographie von  
W. Höpfer, Hofphotograph in  
Dresden.

Plötzlich stehen bleibend, erfaßte sie Elsbeths Arm. „Ist jener Herr dort nicht der Getreidehändler Krause, mit dem du die unangenehmen Auftritte hattest?“

Das junge Mädchen sah nach der bezeichneten Richtung hinüber und wechselte die Farbe. „Ja, er ist es. Laß uns schnell fortgehen, damit er mich nicht erst gewahrt.“

Aber Frau Deloria war durchaus nicht geneigt, diesem Wunsche



Von der Pariser Weltausstellung: Der große Kunstpalast. (S. 190)  
Nach einer Photographie von Neurdein Frères in Paris.

zu entsprechen. „Im Gegenteil — er soll uns aus der Verlegenheit helfen, denn als ein bekannter Geschäftsmann ist er dazu sicherlich imstande. Die fatale Angelegenheit muß durchaus noch heute geordnet werden, und ich meine, er sollte sich deiner hinlänglich erinnern, um dich zu legitimieren.“

„O Tante, ich bitte dich,“ flehte Elsbeth mit Thränen in den Augen, „ich müßte diesem Menschen gegenüber ja vor Beschämung vergehen.“

Frau Deloria würdigte ihre Bitte nicht einmal einer Antwort. Sie hatte einige rasche Schritte auf den Getreidehändler zu gethan, und als Krause sich jetzt nach ihr umwandte, neigte sie wie zur Begrüßung eines alten Bekannten liebens-

würdig lächelnd den schönen Kopf. Sichtlich überrascht, doch mit vollkommener Artigkeit, erwiderte er den Gruß durch eine Verbeugung, die zugleich wohl auch dem vor Scham und Schmerz erhebenden jungen Mädchen gelten sollte. Die ehemalige Kunstreiterin aber ging ohne viele Umstände auf ihr Ziel los.

„Ich habe das Vergnügen mit Herrn Franz Krause, nicht wahr? Als ich neulich zugleich mit Ihnen in einem Vorzimmer des Polizeipräsidentens wartete, hörte ich zufällig Ihren Namen. Ich bin die verwitwete Frau Deloria, die Beschützerin und mütterliche Freundin dieser jungen Dame, die ich Ihnen wohl nicht erst vorzustellen brauche. Und im Interesse des Fräuleins Löbener nehme ich mir heraus, Sie um eine große Gefälligkeit zu bitten.“

Der Angeredete verbeugte sich abermals. Obwohl sie es vermied, ihn anzusehen, glaubte

Elsbeth doch seinen kalten, spöttischen Blick auf ihrem Antlitz zu fühlen.

„Ich stehe vollkommen zu Ihrer Verfügung, gnädige Frau! Es wird mir eine Ehre sein, Ihnen dienen zu dürfen.“

Mit der Gewandtheit, die ihr in solchen

Nichts ist einfacher als das. Ich bin mit einem der Direktoren der Bank persönlich befreundet, und außerdem kennen mich hier die meisten Beamten. Es müßte sonderbar zugehen, wenn die ganze Angelegenheit nicht in wenigen Minuten abgethan wäre.“

Ergingzunächst allein in das Kabinett des Direktors und kam schon nach sehr kurzer Zeit mit dem Bescheide zurück, daß der Erledigung nichts mehr im Wege stehe. Elsbeth setzte mit zitternder Hand ihren Namen unter eine ihr vorgelegte Quittung, und Krause, der sich in Artigkeiten und

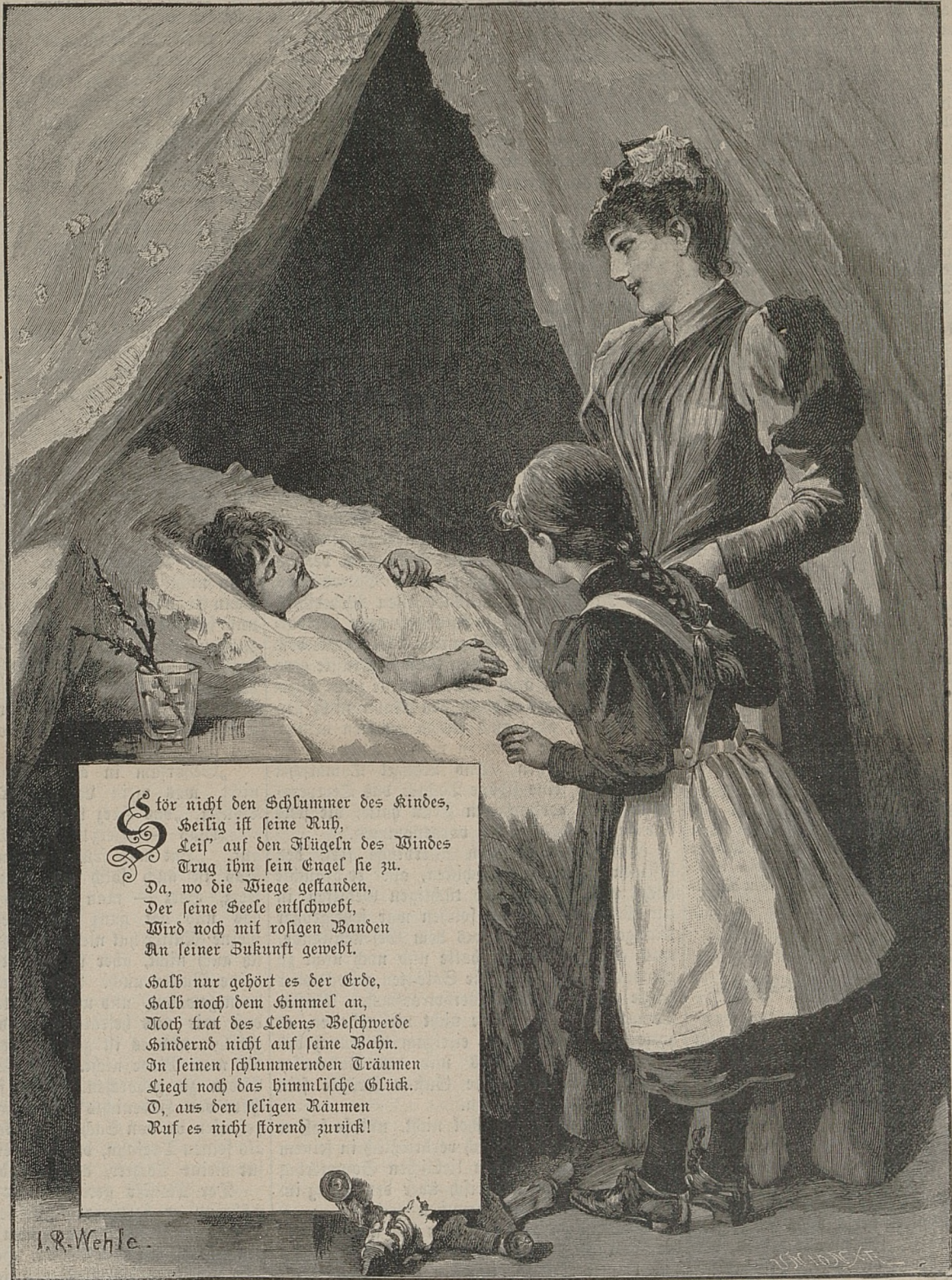
Zuvor: Förmlichkeiten förmlich überbot, führte die Damen an den Kassenschalter, wo die Auszahlung bewirkt werden sollte.

Als sich der Beamte eben anschickte, die angewiesene Summe aufzuzählen, sagte Frau Deloria, wenn auch offenbar nach einigem Kampfe:

„Das Fräulein wünscht den Betrag nicht mitzunehmen, sondern hier auf der Bank zu deponieren, so daß sie zu jeder Stunde nach Belieben darüber verfügen kann. Es werden in der nächsten Zeit wahrscheinlich noch weitere be-

deutende Einzahlungen auf dies Depot erfolgen.“

(Fortsetzung folgt.)



Stör nicht den Schlummer des Kindes,  
Heilig ist seine Ruh,  
Leis' auf den Flügel'n des Windes  
Trug ihm sein Engel sie zu.  
Da, wo die Wiege gestanden,  
Der seine Seele entschwebt,  
Wird noch mit rosig'n Banden  
An seiner Zukunft gewebt.

Salb nur gehört es der Erde,  
Salb noch dem Himmel an,  
Noch trat des Lebens Beschwerde  
Hindernd nicht auf seine Bahn.  
In seinen schlummernden Träumen  
Liegt noch das himmlische Glück.  
O, aus den seligen Räumen  
Ruf es nicht störend zurück!

I. R. Wehle.

Kindesschlummer. Gedicht von R. Stelker. Originalzeichnung von J. R. Wehle.

Dingen eigen war, setzte ihm Frau Deloria in wenig Worten auseinander, um was es sich handle. Krause hörte aufmerksam zu, und wenn es ihn in Erstaunen setzte, daß der ehemalige Schützling der Frau Nitschke mit einemmal über so bedeutende Einkünfte verfügte, so zeigte sich von diesem Erstaunen nichts auf seinem Gesicht.

„Sie wünschen also, daß ich das Fräulein legitimiere? — Mit dem größten Vergnügen.

## Illustrierte Rundschau.

In diesem Sommer führen die Oberammergauer nach zehnjähriger Pause wieder ihr berühmtes Pantomimspiel auf. Von den Darstellern, die 1890 die

Hauptrollen innehatten, sind die meisten inzwischen zurückgetreten; insbesondere hat der „Christus-Mayr“, der dreimal die Figur des Heilandes verkörperte, diesmal in dem Hafner (Töpfer) Anton Lang einen Nachfolger gefunden. Eine sehr wichtige Rolle ist auch die der Maria; sie übernahm **Anna Stunger**, deren Vater Briefbote ist. — **Die Witwe des Generals Soubert**, des jüngst verstorbenen Oberbefehlshabers der Buren, ist eine schlichte Burenfrau, die ebenso mutig und sicher die Kugelbüchse zu handhaben versteht, als sorglich im Hause schaltet und waltet. Die energische und mit einem scharfen Verstande begabte Frau hat bis zum Tode ihres „Piet“ alle Strapazen und Gefahren des Krieges stets treulich mit ihm geteilt. Sie war ihm als fürsorgliche Pflegerin und Zeltgefährtin fortwährend zur Seite, ohne dabei doch der freudig geübten Samariterpflichten gegen verwundete und kranke Krieger jemals zu vergessen. — Das einsam im Weltmeer gelegene Eiland **St. Helena**, wo einst Napoleon I. gestorben ist, bildet nun auch den Verbannungsort des Burengenerals Cronje und der mit ihm gefangenen Truppen. Der einzige Landungsplatz und die Hauptstadt der Insel ist **Jamestown** mit einer einzigen **Straße**. Darin befindet sich auch das Hauptquartier und Wohnhaus des englischen Höchstkommmandierenden auf der Insel, des Kommandanten **N. A. Sternbale**. — In der etwa 2000 Einwohner zählenden obdenburgischen Stadt **Wildeshausen**, wo schon im Jahre 1895 nahezu 50 Gebäude niederbrannten, hat unlängst wiederum eine große **Feuersbrunst** gewütet, die 69 Wohnhäuser und 44 Nebengebäude einäscherte. Glücklicherweise waren wenigstens keine Menschenleben zu beklagen. — In München ist nach längerem Leiden der bayerische **Generalmusikdirektor a. D. Hermann Levi** gestorben. Der berühmte Wagnerdirigent war am 7. November 1839 in Gießen geboren. Von 1864 an war er als Hofkapellmeister in Karlsruhe thätig; 1872 kam er nach München. Als erster dirigierte Levi 1882 in Bayreuth den „Parsifal“, bis 1894 beteiligte er sich eifrig an den dortigen Festspielen. Aus Gesundheitsrücksichten legte er 1896 sein Amt in München nieder. — An die Stelle des einstigen Industriepalastes in den Champs-Élysées sind die für die jetzige Pariser Weltausstellung erbauten beiden Kunstpaläste getreten, die dauernd bestehen bleiben sollen. Während das kleine Palais eine retrospektive Kunstausstellung birgt, die bis zum Ende des 18. Jahrhunderts reicht, ist in dem großen **Kunstpalast** die moderne Kunst aller Kulturländer ausgestellt. In der weiten Halle des Erdgeschosses, wo in der Folge der „Concours hippique“ abgehalten werden soll, sind die modernen französischen Skulpturen ausgestellt. Die rechte Hälfte des auf die Avenue Nicolas II. mündenden Flügels nimmt die französische, die linke die Ausstellung der fremden Künstler ein.

## Glückarbeit.

Erzählung von **Hugo Rosenthal-Bmin.**

1. (Nachdruck verboten.)

Es war an einem schönen Sommertage des Jahres 1744. Goldener Sonnenschein lag über der böhmischen Stadt Tabor, und der Meister Wenzel Tomatschek saß in dem Stübchen, das neben seiner Schuhmacherwerkstätte lag, die zugleich Verkaufsladen war, und schaute durch die etwas blinden Fenster hinaus auf die sonnige Straße und zu dem altertümlichen Stadthor, welches mit zwei gewichtigen, nagebeschlagenen Eichenthüren verschlossen sich zeigte.

Es waren unruhige, sorgenvolle Zeiten, der Preußenkönig Friedrich II. war, mittrauisch geworden durch die geheimen Bündnisse der Kaiserin, die sich gegen ihn wendeten, dem Angriffe Oesterreichs zuvorgekommen und in Böhmen eingefallen, hatte Prag erobert und marschierte jetzt mit seinen Soldaten auf Tabor zu. Das war durch flüchtende Dorfbewohner und sich zurückziehendes Militär bekannt geworden, und Meister Tomatschek war in schweren Sorgen darüber, was die nächste Zeit bringen würde.

Die Geschäfte gingen zwar nicht schlechter, im Gegenteil, überall wurden von der Regierung die Vorräte aufgekauft, und die Tuchmacher, Schneider, Sattler, Schmiede und Schuhmacher

hatten für die Armee zu arbeiten, aber die Kriegssteuern verschlangen den Verdienst, und der Grundbesitz war durch die unsicheren Verhältnisse sehr im Preise gesunken, so daß des Meisters Tomatschek Haus und Acker augenblicklich fast gar nichts wert waren. Wer konnte wissen, wie lange der Krieg sich hinzog und wie nachher sich die Dinge gestalten würden?

Der Schuhmachermeister hatte den Preußenkönig, der der guten Kaiserin Maria Theresia so viel Kummer und Sorge machte; er grollte ihm, daß feinewegen die ganze Welt in zwei Lager geteilt war, in die Alten und die Jungen, in Feinde Friedrichs und in Bewunderer seines Mutes, seiner Klugheit und seines Geistes. Die Alten erblickten in dem Preußenkönige einen Störer des Hergebrachten, der gemütlichen, gewohnten und bequemen Verhältnisse; die Jungen begrüßten in ihm den Begründer einer besseren, neuen, von modernem Geiste durchwehten Zeit. Meister Tomatschek gehörte natürlich zu den Alten, war in hohem Grade konservativ und erblickte in dem Preußenkönig geradezu den Abgefandten Beelzebubs.

Das war jedoch nicht des Meisters einzige Sorge. Viel Zorn und Aerger erregte ihm seine Tochter Libussa, im Hause Busfa genannt, die sich in seinen ersten Gefellen verliebt hatte. Dieser Gefelle, ein Sachse aus der schönen Stadt Dresden, war zwar ein tüchtiger, flinker Arbeiter, aber er hatte gar nichts, während Meister Tomatscheks Tochter schon unter den besseren jungen Leuten der Stadt wählen konnte, die mit Vergnügen des Meisters Schwiegersöhne geworden wären. Libussa aber setzte allen, auch den geschicktesten Einfädelungen ihres Vaters nach dieser Richtung hin entschiedensten Widerstand entgegen und wies die Annäherungen der vortheilhaftesten Freier kühl zurück. Sie hatte dem Vater erklärt, daß sie den Gustav Dräfske gern habe, dieser sie auch wolle, daß sie zwar gegen den Willen ihres Vaters den Mann nicht heiraten werde, aber auch keinen anderen nehme. Wenn man sie zwingen wolle, würde sie in ein Kloster gehen. Und Wenzel Tomatschek wußte, daß seine schöne Tochter das Temperament seiner verstorbenen Frau hatte, die stets durchsetzte, was sie sich vorgenommen.

Nun stand es ihm allerdings frei, den lästigen Sachsen fortzuschicken, aber er brauchte höchst notwendig einen tüchtigen Gehilfen in der Werkstatt, und an solchen war jetzt großer Mangel, denn alles aus dem Gesellenstande, was gesunde Glieder hatte und noch nicht zu alt war, wurde unter die Soldaten gesteckt oder folgte freiwillig der Werbetrommel. Meister Tomatschek selbst konnte nicht viel arbeiten, er hatte die Gicht von zu eifrigem Gebrauch des starken Taborer Bieres und des Budweiser Weines und hätte ohne Gustav Dräfske sein Geschäft schließen müssen.

Das wollte Tomatschek nicht, und so saß er denn doppelt und dreifach verdrießlich in seinem Zimmer, schaute in den lieblichen Sommertag hinaus und sann mürrisch über den Krieg im Hause und den Krieg draußen nach.

Nach einiger Zeit erhob er sich und ging in die Werkstatt. Dort saß der Gefelle am Fenster und klopfte Sohlen, indessen seine Tochter an der anderen Seite der Werkstatt saß und Schuhe mit Band einfaßte. Bevor aber der Meister eintrat, hatte der Gefelle nicht geklopft, und es war Wenzel Tomatschek vorgekommen, als ob in dem ruhigen Laden ein halbblautes Gespräch geführt worden wäre. Gustav Dräfske klopfte jetzt auch gar zu eifrig, und Libussa sah röter als sonst aus und war über ihre Arbeit mehr als nötig gebeugt — das ärgerte den verdrießlichen Meister noch mehr.

„Nun, wenn Er schon lange so klopft, haut Er das Leder so dünn wie ein Mohnblatt!“ fuhr er bissig den Gefellen an. „Und weshalb

gehst du denn nicht in die Küche und kochst das Mittagessen, es ist schon elf Uhr!“ wandte er sich knurrig an die Tochter.

„Das Essen ist fertig, Vater,“ antwortete diese.

„Na, vorhin hat Er nicht geklopft,“ richtete der Meister höhnisch an den Gefellen wieder das Wort, „dafür habe ich Ihn mit meiner Tochter wispern hören. Wahrscheinlich hat Er ihr wieder Lobreden über den Helden Friedrich vorgetragen, he?“

„Nun,“ versetzte der Gefelle, „der König Friedrich ist unser Feind, aber ein kluger Mann, ein großer Geist. Und ein schlechter Mensch wird er wohl auch nicht sein.“

„Kein schlechter Mensch — so?“ fuhr Meister Tomatschek auf. „Zum zweitenmal hat er jetzt den Krieg vom Zaun gebrochen, der friedliche Länder verwüstet und Tausenden den Tod bringt. Ist das ein guter Mensch?“

„Man hat gegen ihn auch nicht ehrlich gehandelt, habe ich mir sagen lassen,“ versetzte der Sachse.

„Er ist ein Feind, nimmt der Kaiserin ihre Länder, das schöne Schlesien, unter allerhand weit hergeholtten Vorwänden — man hat ihn nur mit gleicher Münze bezahlt.“

„Was abgemacht ist, sollte doch aber gelten. Schlesien war ihm im Friedensvertrag abgetreten. Ich habe mir nun sagen lassen, daß ein geheimer Bund gegen ihn geschlossen wurde, damit die Kaiserin Schlesien wiederbekommen solle.“

„Recht ist's! Gestohlen hat er Schlesien, und nun wollen sie ihm das wieder nehmen!“ rief der Meister zornig. „Weshalb geht Er denn nicht unter des Friedensstörers Fahnen, wenn Er so begeistert für den König von Preußen und sein Recht ist? Ich geb' Ihn mit Vergnügen Sein Wanderbuch — aber Er muß natürlich hier bei meiner Tochter sitzen und ihr den Kopf verdrehen, und sie sitzt da und hört Seinen Narreteien zu und vergißt, was sie ihrem Vater schuldig ist. Gehorsam zu allererst, das ist göttliches Gebot.“

„Gehorsam in allem, Vater, nur in dem nicht, was mein Lebensglück betrifft,“ sagte Libussa, „das Herz läßt sich nicht zwingen.“

„Was — Herz!“ fuhr Tomatschek erboht auf. „Hat man früher davon etwas gewußt? Das ist auch solch ein neumodischer Kram. Herz, Herz — man hat sich geheiratet ohne das und hat ganz gut gelebt miteinander. Deine Mutter hat nichts von Herz gewußt, und ich auch nicht, aber ich hab' etwas gehabt, und deine Mutter auch. Wir haben hier als Nachbarn gewohnt, und unsere Väter haben gewollt, daß wir uns heirateten, und wir sind ihnen gefolgt, und es ist gut gewesen. Bei mir gilt die neue Mode nicht. Die Kinder haben den Eltern zu gehorchen. Was soll dir hier der Herr von Habenicht's? Ein armer Gesell, hergelaufen da von Sachsen, der keinen Kreuzer hat als seinen Taglohn, das wäre eine schöne Heirat für meine Tochter, darauf habe ich gewartet!“

Der Meister geriet immer mehr in Zorn, während er fortfuhr: „Vielleicht macht Ihn Sein Held Friedrich zu seinem Leibschuster und nimmt Ihn mit nach Berlin. Haha, eher will ich vom Kirchturm herabspringen, ich verschwöre —“

„Verschwör nichts, Vater,“ fiel weinend und schluchzend Libussa ihm ins Wort, „verschwör nichts, Vater!“

„Nein, das verschwöre ich nicht!“ rief mit dem Fuße aufstampfend und jetzt kirschrot im Gesicht der Meister, „das nicht; aber Er bekommt nicht eher meine Tochter, als bis Er den König von Preußen gefangen hat — das verschwöre ich! Wenn Er den König hier in meiner Werkstatt in Seiner Gewalt hat, dann gebe ich Ihn meinen Segen zur Heirat. Cher nicht.“

Und damit rannte der Meister, die Thür hinter sich zuschmetternd, aus dem Gewölbe.

Laut aufschluchzend sank Libussa auf ihren Sessel zurück. Gustav Dräfske aber war bei den Worten seines Meisters totenbleich geworden und hatte sich erhoben. Der Meister hatte sich zu so Ungeheuerlichem verschworen — das konnte ja niemals geschehen. Wie sollte das möglich werden, daß er den König als Gefangenen hier in der Werkstatt hielte? Oher war an einen Einsturz des Himmels zu denken, als an solch ein Wunder. Jetzt konnte er nur gleich seiner Liebe und seiner schönsten Lebenshoffnung entsagen und sein Bündel schnüren, denn unter diesen Umständen war es ihm unmöglich, noch ferner in dem gleichen Hause mit dem Mädchen zu verweilen. Er ging daher zu Libussa, legte der laut Weinenden die Hand auf die Schulter und sprach zu ihr: „Bussa, es hat nicht sein sollen. Denke, ich sei in den Krieg gezogen und tot. Dann wär' es auch so, daß wir uns nicht angehören könnten. Ich werde nach meiner Heimat zurückkehren und mich anwerben lassen. Vielleicht wird bald eine mitleidige Kugel mich treffen.“

Libussa hörte zu weinen auf. „Sprich nicht so gottlos!“ rief sie, sich emporrichtend, „du brichst mir das Herz. Ich kann dich nicht lassen, Gustav, und der Himmel wird nicht zugeben, daß wir beide so unglücklich werden.“

„Hier bleiben, dich täglich sehen und mir sagen müssen, daß du für mich verloren bist — das kann ich nicht. Ich muß fort!“ beharrte der Geselle.

„Wird es denn besser durch dein Fortgehen? Bist du fern von hier im Kriegsgetümmel, dann sind wir allerdings voneinander geschieden, aber wenn du bei uns bleibst, ist immer noch Hoffnung. Ich gebe sie nicht auf, solange du bei uns bist, und ich dich sehe.“

„Dein Vater hat sich ja verschworen, und du kennst deinen Vater. Ich kann nicht anders, Libussa. Weil ich dich so liebe und du mein Alles bist, ist es mir nicht möglich, bei euch zu bleiben. Ich sage heute deinem Vater auf, und Montag muß er mich ziehen lassen.“

Auf diese zwar mit zitternder Stimme, aber mit festem, entschlossenem Tone gesprochenen Worte des Sachsen brach Libussa von neuem in Weinen aus.

Meister Tomatschek hörte in seinem Stübchen das Jammern seiner Tochter, und es war ihm keineswegs wohl dabei, aber er hatte es geschworen, und nun half es nichts, jetzt mußte es so bleiben, wenn das Mädchen auch noch so sehr heulte. Sie war noch jung, sie würde sich trösten. Wenn der Krieg vorbei war, konnte er genug andere Gehilfen bekommen und dem Sachsen den Laufpaß geben. Aus den Augen, aus dem Sinn! Dann würde sich auch Libussa, wie manche andere ebenfalls, schon in das Unvermeidliche schicken und schließlich Vernunft annehmen.

Meister Tomatschek wollte sich nach dieser Ueberlegung eben zum Fortgehen in das Braustübel richten, denn für das Mittagessen war ihm der Appetit vergangen, als der Sachse zu ihm in das Zimmer trat. Gustav Dräfske ging sehr feierlich aufrecht, was den Meister stutzig machte und ihm bedenklich vorkam.

„Was giebt's?“ frug er sanfter, als es nach dem Vorhergehenden zu erwarten stand.

„Meister, ich bitte, mir meinen Wanderschein für nächsten Montag auszustellen. Nach dem, was vorgefallen ist, kann ich bei Euch nicht mehr bleiben.“

„So? Er weiß, daß Arbeit genug noch vorliegt, wer soll die machen?“

„Ich nicht, Meister. Montag ist mein Ziel, dann werde ich gehen,“ erwiderte der Sachse fest.

Meister Tomatschek kam das durchaus nicht gelegen. Er konnte den tüchtigen Gesellen jetzt nicht entbehren. „Warum wartet Er nicht bis zum Frühjahr?“ frug er einlenkend.

„Weil ich jetzt, solange es Krieg ist, am leichtesten wieder Arbeit finde,“ entgegnete der Geselle und verließ das Zimmer.

## 2.

Die folgenden Tage waren für die Stadt sehr unruhig. Von Prag sich zurückziehende Soldaten — Kaiserjäger, Kavallerie, Infanterie — zogen durch Tabor, sie waren hungrig und mißmutig und requirierten, was nur irgend zu holen war. Der König von Preußen wäre ihnen auf den Fersen, hieß es, und dem brauchte man in Tabor nichts zu lassen.

Meister Tomatschek hatte, trotzdem er ein guter Patriot war, seine Ledervorräte und fertigen Waren im Keller versteckt und arbeitete mit seinem Gesellen nur Flickwerk, er besuchte auch nicht das Braustübel, da dies immer voll von fremden Soldaten war, die mit den Bürgern und Meistern der Stadt nicht gerade fein und zuvorkommend umgingen. Endlich am Samstag hielt er es zu Hause nicht mehr aus. Von durchziehenden Soldaten ließ sich nichts mehr sehen. Der Meister sehnte sich nach dem gewohnten Trunk und nach Gesellschaft, denn in seinem Hause sah es hinsichtlich der letzteren sehr trübe aus. Der Geselle schaute finster vor sich nieder und sprach kein Wort, und Libussa ging stumm mit verweinten Augen umher und hatte nur vorwurfsvolle Blicke für den Vater. Der Meister setzte daher seinen dreispitzigen Hut auf, nahm das spanische Rohr mit dem großen Silberknopf und wanderte zum Ringplatz.

Er mochte kaum eine Stunde im Braustübel gefessen haben, als es plötzlich hieß: „Die Preußen kommen!“ Man hörte auch Trommelwirbel, Hörnerblasen, es wurde hastig nach dem Stadtkommandanten und dem Bürgermeister verlangt, und dieselben eilten schnell zum Prager Thor.

Dieses wurde nach kurzem Unterhandeln geöffnet. Husaren zogen ein und besetzten den Ringplatz. Das Braustübel leerte sich augenblicklich, jeder der Anwesenden eilte nach Hause, und auch Meister Tomatschek machte sich so schnell, als es die Eicht in seinen Beinen zuließ, auf den Heimweg.

Kaum an der dritten Querstraße angekommen, liefen Bürger ihm entgegen, die ihm aufgeregert berichteten, daß der König von Preußen mit seinem ganzen Stabe von Generalen vor seinem Hause halte.

„Vor meinem Haus?“ stieß Tomatschek erstaunt und erschreckt hervor, und das Herz klopfte ihm bei dieser Nachricht so gewaltig, daß er glaubte ersticken zu müssen. Aber die Bekannten nahmen den ganz verblüfften Meister unter den Arm und führten ihn schleunigst mit sich. Richtig! Da hielten Reiter auf schönen Rossen, vornehm aussehende Männer mit Goldtressen auf den Dreimastern und an den Röcken, und der Meister sah eben einen mageren Mann in blauem Leibrock, dessen Beine in großen Reiterstiefeln steckten, von seinem Schimmel steigen. Es war der Preußenkönig, wie die Leute sagten. Was konnte der bei ihm wollen? dachte Meister Tomatschek, der keuchend nach Atem und Fassung rang.

„Das ist der König von Preußen — das ist sicher der König! Der Kommandant, welcher ihn kennt, hat es gesagt,“ raunten ihm die Leute zu und drängten ihn, in sein Haus zu gehen.

Meister Tomatschek ging jetzt auf die Ladenthür zu, hinter welcher der König verschwunden war, und wollte in sein Gewölbe eintreten. Aber die beiden Husaren, die an der offen gebliebenen Thür mit gezogenem Säbel standen, hinderten ihn daran.

„Ich bin der Besitzer dieses Hauses und der Meister der Werkstatt!“ rief würdevoll und bestimmt Tomatschek.

Die Husaren blickten bei diesen Worten zu

den Generalen auf, die vor dem Laden hielten, und einer derselben nickte.

Darauf ließ man Tomatschek in sein Gewölbe eintreten. Dort sah er denn den König von Preußen auf einem dreibeinigen Schemel sitzen, Libussa war im Zimmer, und Gustav Dräfske lag vor dem König auf den Knien und zog ihm einen Reiterstiefel aus. Bei diesem, das bemerkte Meister Tomatschek mit sachkundigem Blick, war die Sohle fast ganz vom Oberleder abgerissen. Tomatschek blieb mit Stock und Hut in den Händen an der Thür stehen und machte eine tiefe Verbeugung. Der König schaute den Meister mit seinen hellen blauen Augen durchdringend an, so daß diesem Angst wurde, und der Schweiß ihm auf die Stirn trat. Dann wandte er sich an Dräfske.

„Näh Er mir jetzt sogleich den Stiefel fest zusammen,“ sagte der König. „Ich habe zwar Schuster genug in den Regimentern, aber die sind noch weit dahinten. Ich werde hier auf die Reparatur warten. Ist das Sein Weib?“ frug er, Libussa anschauend, den Gesellen.

„Es ist meines Meisters Tochter,“ antwortete der Geselle.

„Er ist ein Sachse, der Sprache nach.“

„Ja, Majestät.“

„Er kennt mich?“ frug der König, etwas verwundert.

„Ja, Majestät, von den Bildern.“

„Giebt es solche auch hier?“

„Ja, ich besitze eines, Majestät,“ versicherte Gustav Dräfske mit ausleuchtenden Augen.

„So, so,“ lächelte der König. „Nun aber an die Arbeit. Ich bin jetzt leider Sein Gefangener, mache Er, daß die Gefangenschaft nicht zu lange dauert.“

In diesem Augenblicke stieß der Meister Tomatschek, welcher noch immer an der Thür stand, einen seltsamen Laut aus und ließ Hut und Stock auf die Erde fallen; zu gleicher Zeit schluchzte und lachte Libussa auf, und Gustav Dräfske ließ den Stiefel, den er eben in Arbeit genommen, sinken und starrte den König ganz sprachlos an.

Der König schaute verwundert von einem der hier im Gewölbe Anwesenden zum anderen. Er konnte sich natürlich nicht erklären, was seine harmlosen Scherzworte diesen Leuten bedeuteten. Der Meister stand da wie vor den Kopf geschlagen und wischte sich immerfort mit seinem rotgelben Taschentuche die Stirn, die Tochter schaute ihn mit leuchtenden Augen an und lächelte ihm zu. Endlich sagte der Geselle: „Habt Ihr's gehört, Meister?“ und machte sich dann so vergnügt über den Stiefel her, wie der König noch nie einen Schuhmacher hatte arbeiten sehen. Des Königs Augen wanderten forschend vom Meister zur Tochter und zu dem Gesellen. Er hielt wahrscheinlich alle drei für nicht recht gescheit.

„Beil Er sich! Beil Er sich!“ munterte er den Gesellen auf, und Gustav arbeitete darauf los, als ob seine Seligkeit von dem schnellen Fertigstellen des zerrissenen Stiefels abhängte.

König Friedrich II. sah ihm in guter Laune zu. In kurzer Zeit war die Sohle sauber und schön wieder angenäht, die Naht mit Wachs verstrichen, der Schaden bestens ausgebessert, und Dräfske überreichte mit einer tiefen Verbeugung dem König den Stiefel. Dieser sah das Werk an, nickte zufrieden und gab den Stiefel dem Sachsen zurück, damit dieser ihm beim Anziehen desselben behilflich sei.

Gustav Dräfske faßte herzhaft das Bein Friedrichs und brachte es in den Stiefel. Darauf reichte der König dem Gesellen einen Dukaten, grüßte freundlich und schritt an dem eilig zur Seite tretenden Meister Tomatschek vorbei zum Gewölbe hinaus. Man sah von dem Laden aus, wie er schnell den Schimmel bestieg, worauf die vor dem Hause haltenden Reiter davont trabten.

Wenige Sekunden später wurde Tomatscheks Gewölbe fast gestürmt von Leuten, die wissen wollten, was der König gesagt habe, und sich die Stelle betrachteten, wo er gefessen. Ob er über Tabor gesprochen, über die Befetzung der Stadt, über Kriegskontributionen sich geäußert, forschte man.

Der Meister hüllte sich in tiefes Schweigen, und auch die anderen Beteiligten ließen kein Wort verlauten, sahen aber so munter und vergnügt aus, daß die Eindringlinge daraus schlossen, der König führe nichts Schlimmes gegen Tabor im Schilde, und einigermassen beruhigt fortgingen.

Endlich war das Gewölbe wieder leer, und nun schaute sich der Meister in seiner Werkstatt um, wie jemand, der sich vergewissern

wollte, ob die Wände noch auf dem alten Platz stehen.

Dabei murmelte er: „Nein, ist denn das möglich? Der Preußenkönig hier bei uns —“

Jetzt ging Libussa auf ihren Vater zu und ergriff seine Hand. „Lieber Vater,“ sprach sie, „das war eine Fügung des Himmels, er hat nicht gewollt, daß wir unglücklich würden.“

„Ja, so ist's,“ bestätigte Gustav Dräfske. „Ich nehme Euch jetzt beim Worte, Meister. Der König hat selbst erklärt, er wäre mein Gefangener. Nun löst Euer Wort ein, Meister.“

Tomatschek schaute immer noch wie geistesabwesend den Sachsen an. „Er war kein richtiger Gefangener, er hätte jeden Augenblick davongehen können,“ äußerte er; aber in seinem Ton lag eine ganz ungewohnte Milde, und es

läuteten darin gleichsam schon von fern die Glocken der Nachgiebigkeit. Meister Tomatschek hatte sich auch überlegt, daß es große Unannehmlichkeiten mit sich brächte, wenn er den tüchtigen Gesellen, der sein ganzes Geschäft zusammenhielt und ihm die Arbeit so erleichterte, verlöre; dann hatte er bedacht, daß, wenn der Geselle hier bei einem anderen Meister einträte, die ganze Kundschaft dorthin liefe. Der Sachse hatte dem König von Preußen den Stiefel geflickt — das hatte den Gesellen berühmt gemacht, und alles wollte jetzt sicher bei ihm arbeiten lassen. Das bedeutet ein Kapital. Dann flogen seine Gedanken zu seiner Tochter hinüber. Diese würde wieder munter und fröhlich werden, und er wie vordem Frieden und Behagen im Hause haben. Was er ver-

### Humoristisches.



Hauptfache.

Erster Student: Wo denkst du im nächsten Semester zu studieren?

Zweiter: In Pilsen.

Erster: Da giebt es ja aber gar keine Universität.

Zweiter: Aber ein herrliches Bier.



Versteut.

Die Tochter des Hauses (den heimlich Erlorenen am Ausgang erwartend): Nun, was hat Papa gesagt?

Der junge Mann (Zigarrenreisender, erschreckt): Ach Gott, ich wollte ja um deine Hand anhalten, das habe ich ganz vergessen... ich habe ihm zwei Mille Zigarren verkauft.

schworen, war ja eigentlich auch eingetroffen, er konnte, ohne sich etwas zu vergeben, den Rückzug antreten und so thun, als ob er dazu gezwungen worden sei. Er war, wenn er sich die Wahrheit gestehen wollte, eigentlich im Herzen froh, daß es so gekommen war.

„Nun, ich hab's geschworen, und es ist so eingetroffen — ich kann's nicht ändern. — Er mag also,“ wandte er sich an den Gesellen, „die Bussa nehmen, aber nun halte Er sich auch so, daß Er ihrer wert bleibt.“

Nach diesen Worten schritt der Meister, der kein Freund von gefühlvollen Szenen war, würdevoll davon.

Werkwürdig, seit Jahren war es ihm nicht so leicht ums Herz gewesen, hatte er sich nicht so fröhlich und glücklich gefühlt wie in diesem Augenblick. Wenn es sein Patriotismus zugegeben hätte, würde er den schrecklichen Preußenkönig segnet haben.

Libussa und der Sachse Dräfske aber waren in diesem Moment recht schlechte Patrioten, denn sie segneten den Landesfeind, der ihnen so plötzlich das große Glück gebracht hatte, aus vollem Herzen.

### Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 25.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 23:  
Ehene die Doffentlichkeit, doch fürchte sie nicht.

### Buchstaben-Rätsel.

Als Mling' aus Griechenland stellt sich's dir dar,  
Bis ihm ein Laut genommen war;  
Ein fabelhaftes Tier wird's dann,  
Das man in Märchen finden kann.  
Enthauptest du's, so ist, was kommt,  
Wohl kaum ein Wert, das Menschen frommt.  
Nochmals geköpft, von eifgen Höhen  
Wird's oft als Fluß zu Thale gehn.  
Nimmst du dem Wortstiele den Fuß,  
Als Klagrauf dir's erscheinen muß.

Auflösung folgt in Nr. 25.

### Zahlen-Rätsel.

Es war im lieblichen 1, 2, 3,  
Da fuhren auf 1, 2, 3, 4  
Wir vergnügt im schimmernden Mondenschein  
Nach 1, 2, 3, 4, 5 ins Quartier.  
Auflösung folgt in Nr. 25.

### Auflösungen von Nr. 23:

der Anagramm-Aufgabe: 1) Galilei, 2) Unterhaus, 3) Taubheit, 4) Eisenbahn, 5) Konditorei, 6) Roßbach, 7) Unterwelt, 8) Mehlthau, 9) Mettqualem = Gute Krumm ist nicht um; des Buchstaben-Rätsels: Duell, Duett.

### Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.